

SIMPLICISSIMUS

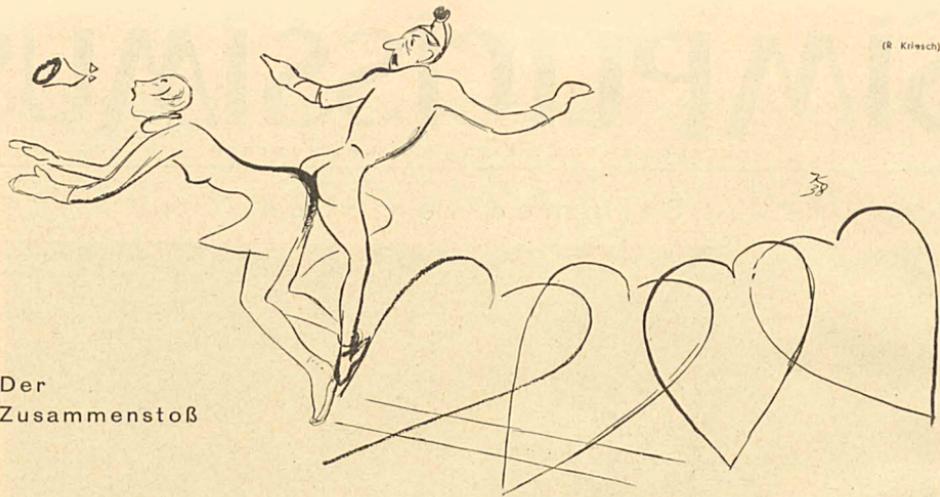
VERLAG KNORR & HIRTH G.M.B.H., MÜNCHEN

Stimmen von oben

(E. Thöny)



„Ich kann Ihnen sagen, die Abfahrt war ein reiner Genuß!“ — „Was, vollkommen sturzfrei?“ — „Na, klar, so 'ne Seilbahn ist gänzlich ungefährlich!“



Der Zusammenstoß

EIFERSUCHT FÜR DEN HAUSGEBRAUCH

VON WALTER FOITZICK

Liebste Charlotte!

Es ist soweit. Aber hab keine Sorge, passiert ist nichts und es wird auch nichts passieren. Als Deine beste Freundin sehe ich mich nämlich vor die Aufgabe gestellt, Freds Eifersucht zu leiten und eine Anweisung für die sachgemäße Behandlung seiner widerstreitenden Gefühle zu geben. Jawohl, Fred ist eifersüchtig. Das war nicht allzuschwer herauszubekommen; denn wenn Männer eifersüchtig sind, spürt man es zehn Meilen gegen den Wind. Sie sind dann von so einer überlegenen Sicherheit, sie tun dann durchaus so, als ob gar nichts wäre, wobei sie gelegentlich leise vor sich hinpfeifen, wie sie das vom Theater und Film her als Zeichen des Volk-kommen-über-der-Sache-Stehens gelernt haben.

Fred pliff zwar nicht, aber er fragte mich, ob ich am Freitag mit ihm eine Tasse Tee trinken wolle. Ich war ein bißchen erstaunt; denn Dein Fred hat noch nie mit mir eine Tasse Tee trinken wollen, und außerdem wußte ich ja, daß Ihr Euch gewöhnlich an diesem Tage trefft. Ich fragte ihn deshalb, ob Ihr Euch gezankt hättet. Jetzt lief Freds Walze störungsfrei ab.

Zunächst behauptete er vollkommen sinnlos, daß Ihr Euch überhaupt nie zanktet; dann sagte er, daß Ihr vollkommen unabhängig voneinander seid und jeder machen könne, was er wolle, und am Freitag sei Du eben mal mit Dr. M. verabredet. Dies sei Dein gutes Recht, und warum auch nicht, Du seiest doch jung und hübsch und es müsse mit dem Teufel zugehen, wenn Du nicht auch andern gefledest. Und es sei ja abgemacht, daß Ihr Euch in keiner Weise gebunden fühlet, und man müsse mitnehmen, was sich einem so bietet, das Leben sei kurz. Er redete den Unsinn wie vom Blatt.

Du wirst mir gestatten, liebe Charlotte, daß ich Fred in seiner von mannhafter Verlogenheit strotzenden Eifersucht recht komisch fand. Er sagte auch noch: „Was dem einen recht ist, ist dem andern billigt!“ Vermutlich hielt er mich in diesem Falle für das Billigste und lud mich deshalb zum Tee ein. Weißt Du, so: Hieb gegen Stich und eine

Hand wäscht die andere und auf einen harten Klotz gehört ein höherer Trumpf. O, ich kenne das. Das Männchen im Manne begnügt zu krähen, und es rast der Pascha und will sein Opfer haben. Nichts Ungewöhnliches. Wenn einer von Euch beiden sich mal ein bißchen verliebt, sollst Du es ihm nicht übernehmen und ihm großmütig verzeihen.

Also, wir werden eine Tasse Tee miteinander trinken. Verlaß Dich drauf, wir werden nur Tee miteinander trinken, schon weil Fred gar nicht mein Typ ist und er mir als Ausnahme von der Regel nicht zusagt. Ich hoffe, wir sind so gute Freun-

dinnen, daß ich Dir das sagen darf. Also, es bleibt beim Tee, auch wenn Fred hinterher von der Teestunde in Anführungszeichen spricht. Er kann es ja in seiner zottigen Männlichkeit nicht dulden, daß nur er eifersüchtig ist. So ungefähr fassen die Männer das gleiche Recht für beide Teile auf. Vielleicht wird er Dir auch gar nichts erzählen, sondern hoffen, daß Du alles von mir erfährst, dann wirkt es noch heimlicher, noch triumphaler für ihn. Du sollst denken: Er hat etwas vor mir zu verbergen. Ha, wie reingewaschen kann er dann, wenn es an der Zeit ist, vor Dich treten: „Aber bitte, meine Liebe, ich werde mich doch wohl noch mit Deiner besten Freundin einmal treffen können, das ist doch wirklich nichts dabei.“ Du sollst daraufhin in tiefste Scham versinken, weil Du Eure edelmenschlichen Beziehungen durch schönes Mißtrauen besudelt hast. Wie großmütig in stolzer Männlichkeit wird er Dir dann verzeihen können. Das wäre eine Szene mit Pleureusen und bengalischer Beleuchtung, wenn Du an seine Brust flüchten würdest — stellt er sich gerne vor.

Nimm dem guten Jungen, dem Fred, in nächster Zeit möglichst wenig übel, er wird sich nämlich ausnehmend dämlich benehmen und alles verkehrt machen. Er wird über Kopfschmerzen und Überarbeitung klagen, um Mittel zu erregen, das Blödsinnigste, was er machen kann. Er wird sagen, daß er keine Zeit für Dich habe, und doch wird er jede Minute zu Deiner Verfügung stehen, Euer Zusammensein aber durch schlechte Laune und Stichelien aufs raffinierteste unerfreulich gestalten. Männer sind in solchen eifersüchtigen Ungeschicklichkeiten sehr erfinderisch.

Nun wünsche ich Dir noch, daß Du Dich mit Dr. M. recht angenehm und vernünftig unterhältst, aber vergiß dabei nicht, daß alles, was er von Deinem guten Recht und der Unabhängigkeit sagt, veränglich ist wie Kohlenäsure im Sekt. Nach vierzehn Tagen ist er in diesen Punkte von Fred nicht mehr zu unterscheiden. Es wird Dir übrigens recht gut tun und Dein Selbstgefühl erhöhen, wenn Dir mal wieder ein neuer Mann alle Liebenswürdigkeiten sagt, ich weiß das. Deine Lisa

Vor dem Grammophon

Von Dr. Owiglaß

Da ich jung noch war
und die Geige strich . . .
o du ferne, gute, alte Zeit,
sei gebenedeit!

Selig sang das Saitenspiel und klar
— ob auch nur für mich.

Doch der Bogen brach
und die Saite sprang,
und ich wurde irrt an Spiel und Ton.
. . . Vor dem Grammophon
sit' ich nun gebückt und laufsche, ach,
fremd, schön'rem Klang.

Wenn die Nadel schwingt
überm Plattenrand,
wenn die toten Meister auferstehn,
muß ich stumm vergehn:
wieß klar nur, ewig selig singt,
wer sich selber fand.

Der gut angenähte Knopf

(Olof Gulbransson)



„Donnerwetter, der Mantelknopf ist ab!“



„Gut, wenn man sich selbst helfen kann!“



„So, jetzt rasch ins Theater!“



„Ja, helfen S' mir ein bißchen!“



„-----“



„Verflucht, da hab' ich zuviel angenäht!“

Vor dem Ball

(K. Helligenstaedt)



„Ist dein neues Ballkleid rückenfrei?“ — „Rückenfrei ist gar kein Ausdruck!“

„Ein feiner Kerl“

Von Aage V. Hovmand

Mein Freund Olsen ist sonderbar: stets denkt er schlecht von seiner Umwelt. Kauft er in einem Geschäft ein, so behauptet er hinterher, daß er Wucherpreise gezahlt und Ramschware erhalten habe.

Ein wenig schöner Zug an ihm. Aber so ist er nun einmal. Daß man zuweilen gut — ja, coulant — bedient wird, sollte ich vorgestern erfahren, als ich mit Olsen zum Fischen wollte. „Du wirst bei dem vielen Stillesitzen frieren“, sagte Olsen. „Hast du nicht einen alten Mantel?“

Nein, einen solchen besaß ich nicht, und mein neuer, guter war mir für diesen Zweck zu schade.

„Aber hier haben wir ja Mäntel — massenweise!“ rief ich aus, als wir im selben Augenblick an einen Trödlerladen vorbeikamen.

„Willst du denn so etwas tragen?“ fragte Olsen und betrachtete mich mitteilend von der Seite.

„Warum nicht, fürs Boot allemal gut genug! Diese Mäntel kosten bestimmt nicht viel. Als ich einmal einen alten Mantel beim Trödler verkaufte, zahlte man mir fünf Kronen. Diese hier sind sicherlich nicht teurer als zehn Kronen das Stück.“

Olsen meinte, ich sei sehr naiv, wenn ich glaubte, eine Trödlerhandlung sei eine philanthropische Einrichtung. Diese Mäntel würde ich bestimmt nicht unter 25 Kronen bekommen. Aber wir könnten ja eine Wette abschließen. Erhielt ich einen Mantel für zehn Kronen, wollte er mir all die großen Dorsche schenken, die wir bei unserer Rückkehr beim Fischhändler kaufen würden.

Ein schwarzes, graues Fischbeinmuster sagte mir am meisten zu. Nicht allerneuester Schnitt. Aber warum, solide und gut erhalten, offensichtlich „besserer Herkunft“.

Ich betrat das Geschäft. Eine lärmende Glocke über der Ladentür kündigte mein Kommen an, und der verheißungsvolle Duft von alten Kleidungsstücken schlug mir entgegen.

Ich war allein im Laden. Ein großer Wortschwall, der aus den hinteren Räumen herausdrang, verriet mir, daß der Inhaber telefonierte. Nach einigem Warten kam er endlich zum Vorschein.

Er sah ganz so aus wie ein Mann, der sich mit Leib und Seele seinen Geschäften opfert. Jedenfalls dürfte er kaum viel Zeit verschwendet haben, um sich zu waschen und zu rasieren. Auch war er nicht so unbescheiden, die besten Kleidungsstücke selbst zu tragen und die weniger guten zu verkaufen. Im Gegenteil — er gönnte den Kunden anscheinend die Genußnutzung, besser als er gekleidet zu sein.

Er musterte mich mit raschem Blick. Der Eindruck schien nicht unvorteilhaft zu sein; denn leutselig fragte er:

„Der Herr wünschen?“

„Es handelt sich um diesen gebrauchten Mantel hier!“

„Erst jetzt entdeckte er das Kleidungsstück, das ich auf dem Ladenisch ausgebreitet hatte.“

„Ein Mantel!“ Aus seiner Stimme klang ein gewisses Bedauern. „Wäre es ein Frack... oder ein Smoking... das hat ständig Interesse.“

Kleinlaut erlaubte ich mir zu bemerken, daß es diesmal ein Mantel war, um den sich der Handel drehte.

„Ja“, seufzte er, „das sehe ich. Ein Wintermantel, und dazu ein hellfarbiger. Wäre er sonst dunkel... so könnte man vielleicht... aber ein heller! Wenn der Herr wüßten, welche Schwierigkeiten...“ Seine Hand strich — gleichsam rein zufällig — über den Stoff. „Wie die Marktlage ist... gerade heutzutage...“

Er ließ sich herbei, den Mantel in die Hand zu nehmen. Seine mageren Finger prüften geübt Stoff, Kragen, Taschen und Futter. Darauf hielt er ihn gegen das Licht, schüttelte den Kopf und krämpelte das Innere nach außen.

„Nein“, stöhnte er auf, „wie die Ärmellocher aussehen!“

Ich fühlte mich beschämt, ein solches Kleidungsstück ausgewählt zu haben, und verpflichtete, etwas zu meiner Verteidigung vorzubringen.

„Nun, da bin ich denn doch anderer Ansicht. Der Mantel ist im großen und ganzen keineswegs so übel und mag für meine Zwecke immerhin noch genügen.“

Er hörte mich geduldig an, und ich glaubte ihm anzusehen, daß er dachte: Was versteht ein Esel vom Flötenblasen!

„Ja, Sie haben gut reden... Sie haben nicht die Scherereien.“

Ich versuchte, ihn mit dem Hinweis zu trösten, daß er nicht mehr lange mit diesem Kleidungsstück Ärger haben würde.

Worauf er mich verständnislos anblickte, den Mantel von neuem umwandte und an der vorderen Kante herumfingerte.

„Nein, da sehen Sie nur: was für Knopflöcher!“

Ich fand, daß nun genug über den armen Mantel geredet worden war, und besann mich auf meinen Freund Olsen, der draußen wartete.

„Wollen wir uns nicht lieber über den Preis einig werden?“ schlug ich darauf vor.

„Ja“, erögerte er, „ich fürchte... der Kragen ist zu verschleßen... Wieviel haben Sie gedacht?“

In meinem Innersten entbrannte ein Kampf. Einerseits wollte ich den Mann nicht im Preis drücken. Der Mantel war — trotz aller Bescheidenheit — keinesfalls so schlecht. Andererseits wollte ich mir den Triumph nicht entgehen lassen, die Wette, die ich mit Olsen abgeschlossen hatte, zu gewinnen. Zudem pflegte meine Frau mich zu necken, daß ich nicht genug Geschäftsmann sei. Jetzt bot sich mir eine Chance, ihr zu beweisen, daß ich es verstand, billig einzukaufen.

„Zehn Kronen“, erdreistete ich mich vorzuschlagen.

Der Mann fuhr auf, als hätte ich ihm auf sein Hühnerauge getreten.

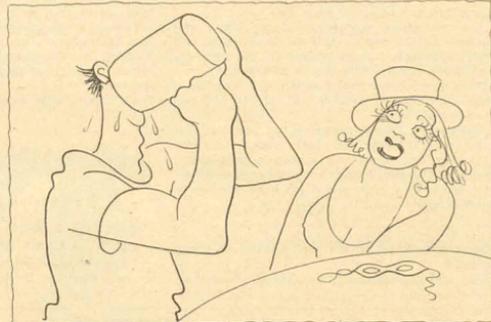
„Zehn... zehn Kronen!“ rief er. „Nein, was Sie nicht sagen! Für diesen Mantel“, er sandte einen bestürzten Blick zur Decke, als rufe er höhere Mächte zu Zeugen an, „Nein, Herr, ich dachte... vier!“

Der grosse Durst

(Fr. Bilek)



„Einen solchen Durst hast, Xaver!“



„—“



„Hilfe, der Xaver bringt sein Kopf nimmer raus!“

Ein Engel fliegt durch einen Raum

Du bist, lieber Leser, schon in Personenzügen gefahren, die etwa an einem Winterabend gemütlich durch gemächliches Land wackeln, und du weißt deshalb auch, daß dann immer einmal folgendes sich ereignet: Auf irgendeiner Station hält der Zug ungebührlich lange, ein paar Lichter blenden von einem winzigen Bahnhofsgebäude her; den Zug entlang schwanke eine Laterne; der Schaffner ruft den Namen der Station aus, erst nahe, dann immer ferner, als ob er sich mit diesem Ruf gänzlich in die Nacht verlieren wolle. In deinem Wagen pfeifen und zischen noch ein paar Röhren, die Unterhaltung geht, zuerst fahrlaut, eine Weile weiter, um dann immer stiller und einsilbiger zu werden. Und nun kommt der Augenblick, den ich meine — die Gespräche verstummten plötzlich ganz, der Zug steht wie wolverwunden, es herrscht tiefste Stille im Wagen. Wärest du in einer Gesellschaft, so würde man jetzt sagen — ein Engel fliegt durchs Zimmer. Dies alles erlebte ich kürzlich wieder. Der Zug stand, der Schaffner war mit seinem Stationsruf in der Nacht verschwunden, die paar Röhren hatten noch gepefften und gezischt und dann eben war jene Stille eingetreten — ein Engel flog durch den Wagen. Das heißt, wenn ich ganz ehrlich sein soll, es war kein Engel, es war nur ein Wort, klar, deutlich und laut aus einer halbwegsigen Kehle gesprochen. In die Stille des Wagens hinein das Wort: „Du leckst ja mi' am —!“ Und dann kam es, Nicht nördlich scharf, mit einem zackigen A; nein, weich und gemütlich, südlisch, sozusagen eine schöne, runde Sache, mit einem O; ja, sogar etwas gedehnt, fast wie mit zwei Oo geschrieben. Und dann, nicht etwa im Zorn oder Ärger herausgeschleudert — nein, gütig, mit einem kleinen Lachtriller auf dem Worte „leckst“. Ein mildes, bekömmliches Wort, an einen guten, scherzhaft aufgelegten Freund. So war es also. Aber laut und deutlich, in die Stille des Wagens hineingesprochen, durch den eigentlich ein Engel hätte fliegen

sollen. Alle hatten es gehört — die Wirkung war jedoch verschieden. Ein Landfremder im Zuge, mit etwas unschelmbarern Grauen an seiner Seite, das, für den Fall, daß es Geschlechtsmerkmale hatte, seine Frau sein konnte, stieß, nein, piffte ein erschrockenes „Nanu!“ durch die Zähne, ein furchtbarer Blick von dem grauen Etwas her und ein paar strenge Falten um die Nasenwurzel ebenda brachten ihn aber sofort zum Schweigen. Eine bessere Frau in einer Fenstercke knöpfte sich ohne erschütterlichen Grund mit energischen Bewegungen den Mantel zu und schnaufte dann tief auf. Ein Viehhändler hingegen nestelte seinen Mantel, der eine Art Pelzkragen wie ein Stopffeld hatte, umständlich auf, holte aus einer grünen Weste ein Schmalzerglas, haute sich ziselischer eine Prise in die Daumengrube der linken Hand und beförderte sie, indes sein Blick glasiert wurde und in Grenzenlose schweifte, mit einem wohligen Schauer in sein rechtes Nasenloch. Ein alter Förster streckte weit die Beine von sich und strich ungemün behaglich seinen Bart, indessen ein feuchter Glanz in seine kleinen, wasserklaren Augen kam. Er war schließlich ein bißchen geschmelchelt durch die Art, wie der Engel durch den Wagen geflogen war. Ganz am äußersten Rande eines Sitzes hafte eine junge Rotkreuzschwester — sehr steif, sehr protestantisch, sehr kühl. Sie biß die Zähne auf die Unterlippe, löste aber dann den Biß und fuhr mit einem sehr spitzem Zünglein zwischen Lippen und Zähnen hindurch — und gerade das hätte sie eigentlich in diesem Augenblicke nicht tun sollen. Gänzlich unberührt blieb nur der bäuerliche Teil der Wageninsassen. Ihm klang es in der fremden technischen Umgebung wie ein beruhigender Zug — heimatisch, altgewohnt, wie etwa das Ticken einer Uhr, die man nicht mehr hört, die aber beunruhigt, wenn sie nicht mehr tickt. Nun, da es getickt hatte, war es gut. Und dann setzte der Zug sich wieder in Bewegung, die Unterhaltung frische auf — der Engel war verfliegen. Joseph Maria Lutz

Lieber Simplicissimus

(Zeichnung O. Nückel)



Im Café in Prien saßen zwei Damen und der Pfeiffer Lenz. Vor dem Kaffeehaus auf der Straße stand ein riesiges Auto mit dem Union-Jack-Wimpel. Die Damen und das Auto gehörten zusammen und es läßt sich schwer sagen, was farbenfroher und lackierter war. Die Ladies konnten wenig Deutsch. Und doch war eine rege Unterhaltung im Gange. Die Engländerinnen redabrechten, sie hätten in der Nähe von Reit im Winkel auf einer Wiese einen Eisbären gesehen. „Yes, you haben nicht gewußt, daß es Bären gibt in Germany.“ Großes Schreien im Café. Ein Bär in Reit im Winkel! Weiß der Teufel, was die Girls gesehen hatten. Der Pfeiffer Lenz aber wußte, was er zu tun hatte. Er beugte sich zu den Damen hin und sein Gesicht war das Vertrauen selbst: „Ja, wiss'n S', Freilein, de Bär'n gib't bei uns scho no, des san awa Krane Eisbär'n, sonders die hoba'n Saubär'n.“ Die Engländerinnen notierten sich bestens dankend dieses neue Tier. — Well!

Auf dem Schulwege treffe ich ein kleines Mädel, das ängstlich an einer Ecke steht. Als ich näherkomme, sagt sie: „Lieber Herr, würden Sie nicht so freundlich sein und einmal um die Ecke schauen, ob da nicht ein großer Hund steht!“



Guter Sekt muß nach gutem Wein schmecken!

Voller, reiner Weingeschmack — das ist es, was sich im Burgeff-Sekt mit herrlichem Schäumen und Perlen zu einem Genuß ganz besonderer Art vereinigt. Denn von jeher ist der Weinkauf die vornehmste Aufgabe im Hause Burgeff gewesen — seit Jahrzehnten werden dort nur besonders geeignete Gewächse sorgfältig für die Schaumweiberbereitung ausgewählt. Probieren Sie ein Glas Burgeff noch heute abend. Dann werden Sie verstehen, warum Weinkenner besonders diesen Sekt bevorzugen — warum ihn gerade Frauen so sehr schätzen. Denn gerade die Frau versteht etwas von Sekt — sie sieht mehr in ihm, als nur ein gekühltes, prickelndes Getränk.

BURGEFF GRÜN

Eines ganz Besonderen:
1920er Burgeff
Jahresausbeute
RM. 6.25
1921er Burgeff
Immergrün RM. 6.50
Burgeff Gelb RM. 3.-



★ Achten Sie stets auf das charakteristische grüne Etikett

AUCH IM ZWEITEN JAHRHUNDERT WIRD BURGEFF BEWUNDERT

„Der Sekt für Weinkenner — Stimmung und Genuß“

Burgeff A.G. / Hochheim a.M. / Älteste Rheinische Sektellerei / Gegründet 1837

Der Betrogene / Erzählung von Josef Martin Bauer

In Döbereins Haus war es üblich, daß von der Mutter angefangen, alle Familienmitglieder den Vater belogen, der vom Geiz besessen war und daraus ein Geldverdiener wurde. Wie er in alten Wert umreichte, bis das vorgeschrittene Alter ihn zwang, unter das unsichere Konto seines Lebens den Saldostrich zu ziehen.

Man log bebütet und unbegabt, aber nur selten einmal erfuhr Döberein, wie sehr man ihn belog. Wenn die Mutter, die sich auf dem Markt in den Käufen bis das Pfund für sechs Pfennige, und für dreißig Mark schon bekam Herr Döberein den besten Anzug. Schuhe, die den Preis an den Sohlen aufpräpft trugen, kosteten für den gelizierten Döberein vier Mark weniger, und das Tausend Ziegel bekam Herr Döberein auch kürzlich noch zu jenem gleichen Preis, den er beim Hausbau vor mehr als dreißig Jahren angelegt hatte. Man mußte lügen, wenn etwas im Haus zu richten war. Man log, wenn der Kohlenmann den Wintervorrat anfuhr. Man hatte falsch geeichte Thermometer an den Zimmerwänden hängen, weil man doch nicht frieren wollte, wo der Vater nur dreierlei zu Grad Wärme gestattete, um der Ersparnis willen.

So war schließlich alles Lüge geworden um Herrn Döberein, und selbst der Arzt kam nur zu einem gelegentlichen Fehrsprechbesuch, als er den geizigen Mann vorbereitete auf den Abschied von dieser altzu billigen Welt. Als es schließlich nicht mehr möglich war, dem Mann die unumstößliche Gewißheit zu verheimlichen, daß er sterben müsse, kreisten die letzten Sorgen des Sterbenden immer noch um die paar gleichen Fragen des Geldes, der Ersparnisse und der daraus nun erwachsenden mächtigen Hinterlassenschaft. Zu jeder Zeit hatte Döberein verächtlich über die Sparinstitute gesprochen und aus dieser Verachtung für sich selbst die einzig mögliche Schlußfolgerung gezogen. So konnte er sich am Ende, als es zum Sterben war, aus Schrankklammern und Schachteln und Tassen seinen ganzen Reichtum erzählen lassen und man mußte ihm Pfandbriefe und Scheine und geprägtes Geld auf das Deckbett schütten, so daß er in dem Haufen mit den beiden Händen, die sich wie Schaufeln in die Fülle bohrten, wühlen konnte, bis seine Augen nicht mehr zu unterscheiden vermochten, was er da vor sich liegen habe. Er schaute sich zitternd die Hände noch alles in die Behältnisse, er doch sorgsam seiner Frau einen Bund Pfandbriefe zu, er gab der ältesten Tochter ein ungefähres Drittel des gemünzten Metalls, er teilte den Rest zu ungelährten Hälften für die beiden Söhne, die um ein Sterbelager standen, und dann erst, als geteilt war, begann er sich auf Georg, auf den einen Sohn, der vor Jahren von ihm und der Familie gegangen war, nachdem es bitteren Streit, des Geldes wegen, gegeben hatte.

„Wilt ihr, wo Georg ist?“ fragte Döberein mit schwacher Stimme, aber niemand wußte Antwort. Man hatte sich doch zerstritten mit Georg, weil er sich nicht in die Pfandbriefe einlassen wollte. In unfreundlicher Art jedesmal die Wahrheit gesagt hatte, so oft er von den anderen belogen worden war. Der Vater legte sich in die Kissen zurück und dachte an Georg. Er deutete unsicher mit der linken Hand nach dem Wäscheschrank hin: „Da drinnen, Kinder, da muß noch eine Sache schief sein.“ Er blickte hinter die Tür, ganz eng bei der Bretterwand. „Ja, da drinnen Bringt mir die Schachtel her!“ Zögernd nur brachte die Tochter das hölzerne Behältnis, das bis auf einen schmalen Einwurfschlitz dicht vernagelt war. Der Geizhals lachte, als er das hölzerne Behältnis dann in den Händen hielt, und er sagte: „Ich hab' das gewaschen hinter der Schachtel das Klappen schwerer Münzen, die sich nur zuweilen einmal an vielfach gefaltetem Papier rieben.“ Die Mutter stand neben dem Bett und versuchte, dem Sterbenden die Holzschachtel zu entwenden, die Söhne gingen schweigend aus dem Zimmer, die Tochter sprach laut und unruhig auf den Vater ein, weil er alle seine Angst hatten, der Vater möchte den Deckel aufbrechen versuchen. Wenn die Kraft des Sterbenden noch reichte dazu, dann mußte wohl die Entdeckung, die dann zu erwarten war, dem Vater das Herz brechen. Von diesem Geld in diesem kleinen Kasten, das der Vater so wohl verborgen geglaubt hatte,

war doch alles das bezahlt worden, was die Lüge verbilligt hatte.

Blau, grün, rot, weiß, gefaltetes Zellungspapier und Kieselsteine hatte man anstatt das Geldes durch den Einwurfschlitz geschoben, durch den man das Geld sorgsam hatte herausgelassen lassen, und von allem Geld war nichts mehr vorhanden. Es klang beim müden Rütteln noch so, als wäre alles Geld, und der Vater, der sein Leben lang belogen worden war, ließ sich auch von diesem Poltern wertloser Scherben belügen. Er verlangte nur ein Stück Bleistift und schrieb mit zitteriger Hand Georgs Namen auf den hölzernen Deckel, um damit zu sagen, daß dieses Geld Georg gehören sollte.

Kurz darauf machte Döberein die Augen zu und schlief ruhig ein, während er nebenan noch etwas klingen zu hören glaubte in dem wohlvertrauten Ton edlen und halbedlen Metalls. Weil der Vater nie hart gewesen war zu seinen Kindern, sondern im Grund eigentlich nur unverständlich sie in die Lüge getrieben hatte, trauerten sie alle ernstlich um ihn, und nur dort wurde der Ernst der Trauer von einem bösen, schadenfrohen Lächeln abgelöst, wo Georg nach dem Grabgang das hölzerne Behältnis mit seinem Erbeil an sich nahm und abwägend den Inhalt durcheinanderschüttelte. Warum auch hatte Georg dem Vater damals sagen müssen, daß sie ihn belogen?

Jetzt hatte er so den Lohn bekommen, wie er ihn verdient hatte. Der Vater hatte ihn mit eben dem bestraf, womit er gesündigt hatte. Wenn Georg das Behältnis aufmachte, fand er zusammengeknülltes Zellungspapier und wertlose Stücke von Blei oder Blech oder zinnerneinm Geschir. Georg aber wag nicht bedächtigt und verachtungsvoll die Schachtel in der Hand und überlegte, daß er diesen kleinen, kaum erwarteten Reichtum am besten wohl seiner Mutter zur Aufbewahrung überließ. Er hatte Arbeit gefunden, auch ohne des Vaters Hilfe, er hatte nie ernstlich mit so einem Glückfall gerechnet, darum setzte er dieses Erbe gar nicht erst ein in die Rechnung seines Lebens, sondern bat die Mutter, sie möge das, was der Vater ihm überlassen hatte, aufbewahren für ihn.

So kam es, daß der Betrug nicht sogleich offenbarte sich, daß Georg sich, wie er versahnt, von seinen Geschwistern verabschiedete, um wieder irgendwo einer bescheidenen Arbeit nachzugehen. Es kam so, daß man Jahr um Jahr von Georg nichts mehr hörte, während die Mutter, die um den außerordentlichen Betrag an ihrem Sohne wußte, das kleine hölzerne Behältnis offenbahren hielt und vor dem Augenblick bangte, in dem Georg heimkommen und die Herausgabe seines Erbstückes fordern würde.

Georg aber war fort und blieb fort. Georg hatte auf der Wegfahrt liege vor sich eine Rechnung gemacht, wie er das väterliche Erbe einmal verwenden würde, wenn die Zeit käme, daß er sich ein Frau suchte. Als es dann so weit war, nach wieder ein paar Jahren, daß er eine Frau gefunden hatte, bededete er workarg mit ihr die dürftigen Pläne für die Zukunft. Er wies den Wochenlohnzettel auf und rechnete aus, daß es reichen würde für ihn und die Frau. Die aber, die er zu heiraten gedachte, war mit dieser Rechnung zufrieden. Sie hörte gern aus Georgs beiläufiger Erzählung, daß er daheim noch ein Stück väterlichen Erbes liegen

habe, nicht viel zwar, nur so eine hölzerne Schachtel voll, aber eine Summe doch und eine sichere Zukunft. Aber er wollte nicht der Wiege des ersten Kindes doch wieder einmal erinnern an das väterliche Erbe, das daheim von der Mutter verwahrt wurde. Die Frau jedoch schüttelte den Kopf und berechnete, daß es auch so reichen würde. Für den Fall, daß wirklich einmal die Not unverhofft über sie alle kam, hatte man ja immer noch das Erbstück. So kamen in den Jahren hin sieben Kinder in den jungen Haushalt, und jedesmal wies Georg hin auf die große Rücklage, die man jetzt vielleicht um der Kinder willen anbrechen konnte und mußte. Doch Georg Döbereins Frau lächelte dazu und freute sich des verschwiegenen kleinen Besizes. Anbrechen mußte sie das Erbe doch nicht, denn Georg arbeitete längst nicht mehr um einen kleinen Wochenlohn, sondern hatte sich selbständig gemacht, und wenn er nun zwölf Stunden am Tag arbeitete, arbeitete er für sich, für die Frau, für sieben Kinder, die leicht zu leben hatten aus dem Verdienst seiner Hände. Die Mutter dahem starb inzwischen, und Georg nahm die hölzerne Schachtel nun zu sich ins Haus. Wie der Vater, so verbarg er sie hinter der Wäsche im Kleiderschrank. Niemand brauchte den Platz zu wissen, niemand brauchte davon zu nehmen, aber als Georgs Söhne heranwuchsen und selbst schon versuchten nach des Vaters Beispiel allein in die Welt zu treten, da nahm Georg sich nacheinander die Söhne vor:

„Sieh zu, daß du es recht machst in der Welt draußen! Es macht nichts aus, wenn es einmal nicht so geht wie du meinst, geht es dir aber wirklich einmal ganz schlecht, dann kannst du heimkommen zu mir und muß dich deswegen nicht schämen. Und im übrigen — wir haben von meinem Vater her noch eine schöne Summe Erbeil beiseitegelegt: wenn es einmal ganz schlimm geht, dann müßt ihr eben diese Rücklage angreifen.“ So schickte er seine Söhne in die Welt, und keiner kam mehr heim. Georg, der später einmal nach langen Jahren sich Zeit nahm, nacheinander seine Söhne zu besuchen an den Plätzen, die sie für die Arbeit ihrer Zukunft gewählt hatten, hörte seine Söhne dann vor ihren Frauen und ihren Kindern auch zuweilen so erzählen von dem Erbeil, das aus irgendwelcher fernen Zeit, von einem Ahn her, in der Familie geliebt war und im Fall der bittersten Not angegriffen werden konnte.

Das Papir vermoderte in den Jahren, und das Blei grünte an, so daß der kleine Schachtel unwidrig aussah, als eine Magd einmal in Georgs Haus die Kästen stöberte und das kleine hölzerne Behältnis vorfand. Weil sie der Ordnung einen Dienst tun wollte, war sie den Fund zum Gerümpel, aber sie schadete niemand damit, denn der Bericht von dem reichen Vatererbe war schon so lange zu Meist geworden, daß man wohl noch ermunternd von diesem Reichtum sprach ohne auch nur einmal noch nachzusehen, ob dieser Märchenreichtum noch vorhanden war.

Lied für sie / Von Paul Verlaine / Übertragen von Herbert Jaug

Dein Laden glänzt in mein Herz hinein,
Die eine Laterne im Keller,
Wie er selber wird, der Beswinger Wein:
Ni — Beanne — Sauterne — Busefalter!

Dein Laden glänzt in mein Herz hinein!

Deine Stimme füllt meine Seele mit Klang,
Die ein Zeichen, durchs Feuer zu gehn,
In die Glut, die aus beinen Augen sprang,
Denn die Flammen, bei Gott, sind schön!

Deine Stimme füllt meine Seele mit Klang!

Dein Art, dein Gesicht, dein memento.
Was heißt ich; deine Verliebtheit,
Die ruhen: komm her — Probe —
(O wie ist doch die Schulzeit weilt)

Dein Art, dein Gesicht, dein memento.

Dein Gesicht, deine Hüften, deine Brüste,
Und das übrige: Duft und Leib —
Deine Wärme umförmelnd mich: Bleib!
Und so bleib ich im Bett deiner Lüfte.

Dein Gesicht, deine Hüften, deine Brüste!

Mein' Gret'

(Wilhelm Schutz)



Wenn heut nur mit dem Franz
Mein' Gret' sich dreht im Tanz,
So tut sie das doch nur allein,
Daf' ich voll Eifersucht soll sein.

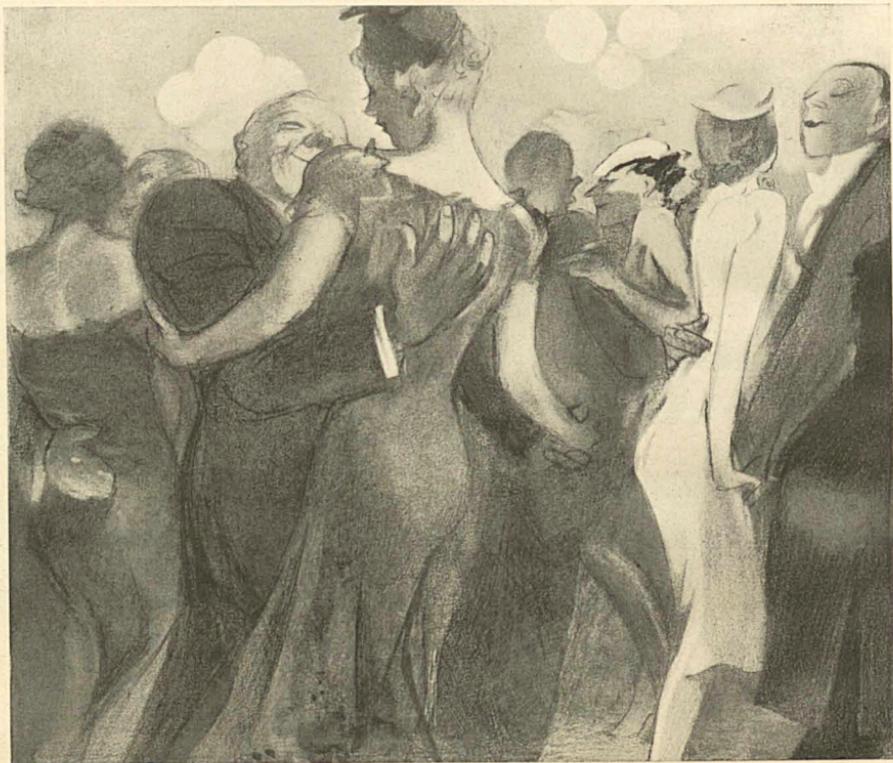
Und wenn es ihr gelingt,
Daf' sie so weit es bringt,
Pflanz ich doch nicht mein Lieben drum
Gleich wie ein Rosenstöck'l um.

Wär' schade um mein' Gret'.
Auch wenn es abends spät
Dann zwischen uns noch weitertracht —
Wird um so schöner drauf die Nacht!

Wilh. Schutz

Tee-Tanz

(R. Kriesch)



„Unglaublich, diese Fülle, gnädiges Fräulein!“ — „Na, und was soll ich erst dazu sagen?“

GRETCHEN

Daß die Ehe einen Menschen verwandeln kann, war mir bekannt. Aber in wie starkem Maße solche Wandlung möglich ist — dazu in wie kurzer Zeit —, das hätte ich mir nicht träumen lassen. Vor zwei Jahren war Gretchen kühl so unnahbar und so korrekt wie ihr Name. Sie war Mathematiklehrerin, und wenn im Lehrerkollegium jemand einen faulen oder gar einen „unfeinen“ Witz erzählte, dann erschienen auf ihrer schönen Stirn Falten des Unwillens, der Abwehr. Sie lebte in einer fast überirdisch zarten und dünnluftigen Sphäre — und Professor Pressin, der jüngste und lebendigste Professor unserer Stadt, behauptete, das sei ihr einziger Fehler. Wenn man den beseitigen könnte, dann sei Gretchen die vollendetste Frau Europas. Infolgedessen heiratete er sie und sorgte dafür, daß sie so bald wie möglich ein Baby bekam. Wenn schon die Ehe einen Menschen zu ändern

vermag — noch viel mehr verwandelt ein Kind. Mit dem Kinde war die Pforte zur Kammer der Natürlichkeit in Gretchen weit geöffnet worden. Ich hatte sie zwei Jahre lang nicht gesehen. Jetzt war ich bei ihr zum Abendessen eingeladen. Wenn jemand, wie der Professor, die Wandlung der Frau in allmählicher Entwicklung miterlebt, so mag es angehen. Wenn man aber — wie es mir nun geschah — vor die vollendete und veränderte Tatsache gestellt und gesetzt wird, — dann ist das höchst verblüffend. Gretchen sprach freimütig über Dinge, bei denen früher ihre Stirn einem Kartoffelacker geglichen hätte. Und es stand ihr gut. „Ja“, sagte sie, während sie mir ein Omelette auf den Teller schob, „unser Junge ist süß und es geht ihm gut. Nur mit der Verdauung hapert's im Augenblick ein bißchen. Die Wurzeln kamen heute morgen ganz komisch wieder...“ „Gretchen!“ mahnte der Professor, denn so weit schien es gekommen zu sein, daß er gelegentlich bremsen mußte.

Aber Gretchen ließ sich nicht stören. Das Thema war viel zu anregend. Und wozu ist man Lehrerin gewesen, wenn man nicht anregende Dinge erklären darf. Sie berichtete also weiter: „Bei so kleinen Kindern kann man nämlich genau erkennen, was wieder zum Vorschein kommt!“ „Aha!“ machte ich versonnen. Aber der Professor schritt ihr nun das Wort ab: „Das ist sehr interessant, mein Kind, aber wir wollen doch unserem Gast nicht den Appetit verderben.“ „Ach so...“ — Gretchen sann nach. Appetit verderben — so was gab's auch. Aber sie konnte nicht gleich still sein. „Eins muß ich noch sagen, weil's mich bedrückt!“ Der Professor lächelte: „Also, sag' noch eins!“ „Ja“, rief Gretchen, „es ist doch komisch — der Zwieback von heute früh und die Wurzeln von gestern sind schon wieder da. Wo mag bloß der Rosenkohl von vorgestern stecken?“ Da sagte Professor Pressin zu mir: „Entschuldigen Sie, bitte, ich muß meiner Frau mal eben einen Kuß geben!“ W. Hammond-Norden

VERLAG UND DRUCK: KNORR & HIRTH G. m. b. H., MÜNCHEN

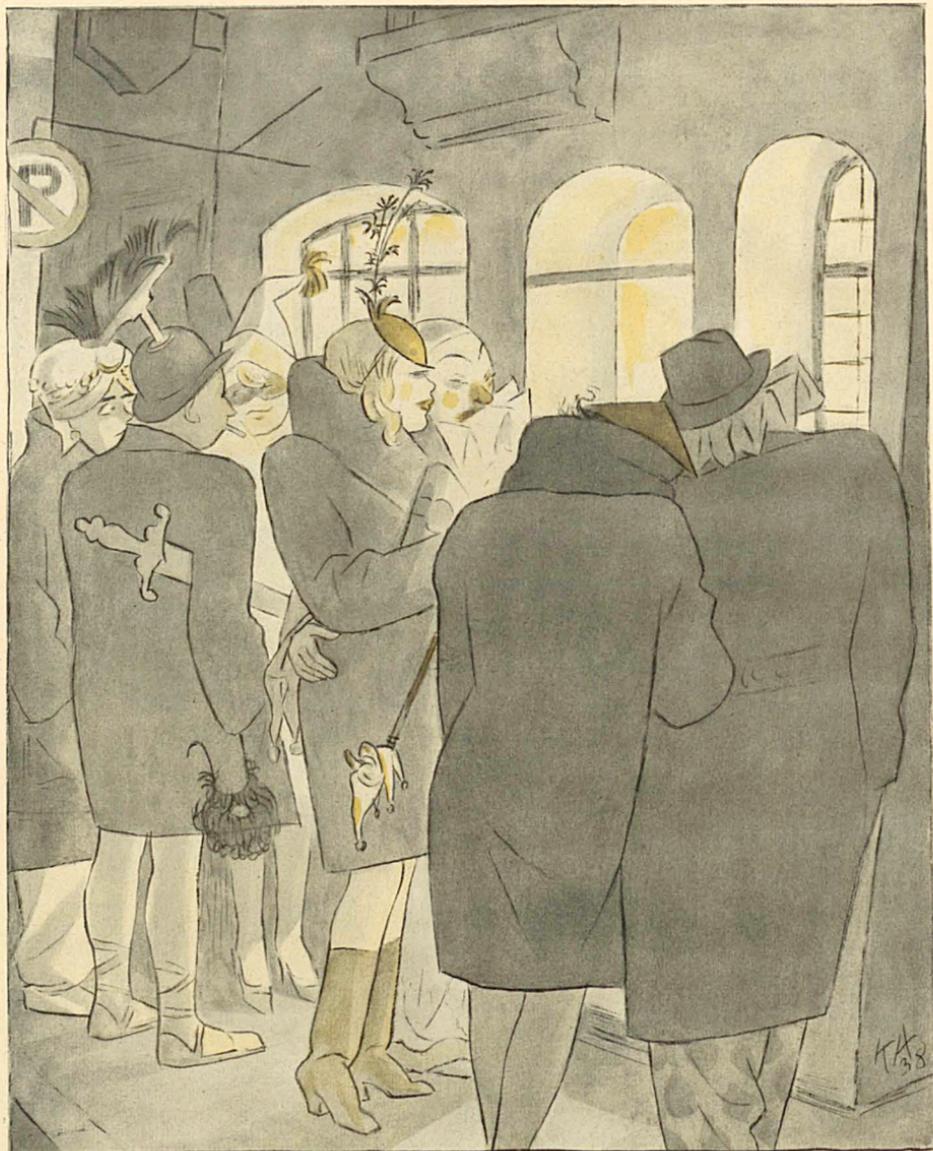
Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Hermann Seyboth, München. Verantwortlicher Anzeigenleiter: Gustav Schaefer, München. Der Simplissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 40 Pf.; Abonnement im Vierteljahr RM. 5.10. Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 5, gültig ab 1.7.1937. D. A. IV. Vj. 37: 17700. Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. Nachdruck verboten. — Anschrift für Schriftleitung und Verlag: München, Sendlinger Str. 80, Fernruf 1296. Postcheckkonto München 9720. Erfüllungsort München.



Eden: „Nun fangen die kleineren Nationen auch schon an, unseren Brei abzulehnen. Sollte die Konkurrenz wirklich eine bessere Küche führen?“

Durchhalten!

(K. Arnold)



„Gehn m'r heme, Baula, machn m'r ins Bette!“
„Mir gangst, i geh do net mitn im Fasching hoam!“